Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 4

Artikel: Bern vor 100 Jahren im Spiegel des "Wochenblättleins"

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634517

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bern vor 100 Jahren im Spiegel des „Wochenblättleins".

Wir erhalten täglich den „Stadtanzeiger", bezw. allwöchentlich den „Amtsanzeiger", kostenfrei ins Haus und nehmen diese Tatsache als eine Selbstverständlichkeit hin; nur ältere Leser werden sich noch daran erinnern, daß dieses wichtige Organ erst seit 1885 besteht. Vorher erschien, einmal wöchentlich, das „Amts- und Anzeigeblatt"; seit 1832 haben wir das „Amtsblatt", das heute nur noch in sehr beschränktem Maße als Insertionsorgan dient. Von 1736 bis 1830 diente ungefähr dem selben Zwecke, wie heute der „Anzeiger", das

Der erste Herausgeber, Notar Sigismund Wagner, erhielt für sein Blatt das Privilegium exclusivum. „Meine Gnädigen Herren" erwiesen ihm dadurch eine besondere Gnade; mit Privilegien in Sachen Presse rückten sie sonst nicht gerne heraus. Im übrigen waren sie besser als der Ruf, den sie in unsern Geschichtsbüchern, von den Dreißiger und Sechsundvierziger Radikalen her, immer noch haben. Eine gerechte ausführliche Würdigung des bernischen Patriziates fehlt unserer historischen Literatur immer noch. — Aus den letzten Tagen der Gnädigen Herren stammen die vor mir liegenden Nummern des Wochenblattes; es sind die Nummern 38 bis 52 des Jahrganges 1826, aus denen im Folgenden einige Ausschnitte ein Bildchen des — ich möchte sagen, kleinstädtischen häuslich-intimen Bern jener Zeit geben sollen.

„Das Wochenblatt" — wir zitieren aus den „Erinnerungen von Pfr. R. Howald" („Bern im 19. Jahrhundert", v. Ed. von Rodt) — „erschien jeden Samstag und wurde noch feucht in die Häuser der Abonnenten getragen. Zwei Schläge mit dem Klopfer oder zwei Züge an der Hausglocke waren das Signal der Ankunft des „Blättlis", das mit dem Standeswappen geschmückt war. Das Publikum befriedigte meist am Sonntag seine Neugierde mit Lesen der Todesfälle, Geldtagsanzeigen usw."

Format 37½ auf 22 Zentimeter; Stärke der Nummern meist 8 bis 12 Seiten, wobei die Seiten 5 bis 8 als „erste Fortsetzung", 9 bis 12 als „zweite Fortsetzung" usw. bezeichnet sind; füllt der Rest keine zwei Folioseiten mehr, so hat die letzte Fortsetzung nur das Format 18 auf 22 Zentimeter. Der Abonnementspreis, bei Zustellung durch Verträger, betrug jährlich 45 Batzen, durch die Post 60 Batzen; Inserate („Privat-Artikel") kosteten die gedruckte Zeile — der „Raum" wurde also nicht berechnet — einen Batzen. Ein „erhaltener Bericht über eine Nachfrage", eine Auskunft also, im Berichthause zu vernehmen, ebenfalls 1 Batzen.

Da wir eben am Gelde sind, so mögen zunächst die damaligen Geldverhältnisse etwas erläutert werden.

Fast alle Preise sind in Batzen angegeben. Heute versteht der Bauer, der Emmentaler besonders, darunter einen Zehnräppler; ein Batzen von 1826 hatte aber, mit heute verglichen, eine Kaufkraft von mindestens 40 Rappen. Er wurde eingeteilt in vier Kreuzer; wir haben uns also diesen als im Wert von 10 heutigen Rappen vorzustellen. Den Rappen als Zehntel des Batzen = $^2/_5$ Kreuzer kennt die damalige Zeit übrigens auch; wir schreiben ihm einen Wert von 4 heutigen Rappen zu, wie sich aus dem Obigen ergibt. Dann ist oft die Rede von Franken (Abkürzung L. = Livre) zu zehn Batzen, mithin vier heutigen Franken gleich.

Bis dahin wäre die Sache soweit einfach; aber sie kompliziert sich durch das Nebenherlaufen zweier ideeller — nicht geprägter — Währungen: des Pfundes und der Krone. Das Pfund ist die Umschreibung für 7½ Batzen, also 7½mal 40 heutige Rappen. Es erscheint aber fast nur noch in Wertangaben von Heimwesen, Vermögen und dergleichen. Wenn bei Gotthelf von einer hunderttausendpfündigen Erbin die Rede ist, so handelt es sich um ein Vermögen von 300,000 heutigen Franken. Den doppelten Wert des Pfundes hat der auch nicht selten auftauchende Gulden, der aber in Batzen entrichtet wird — ungefähr sechs heutige Franken. Die Krone schließlich ist die Umschreibung für 25 Batzen oder 100 Kreuzer (zehn heutige Franken), wie es der alte Kindervers darstellt: „Drü mal siebe sy einezwänzg und vieri druf e Chrone." Käufe, die in große Beträge gehen, werden in Kronen getätigt, aber in „Neutalern", Louisdors, Napoleons, Dublonen rc. — letztere drei Sorten sind Gold — ausbezahlt; Papiergeld ist unbekannt. Es war viel minderwertiges Geld, hauptsächlich kleine Sorten, anderer Kantone im Umlauf; besonders berüchtigt waren die „roten" Batzen aus der Zeit der Helvetik.

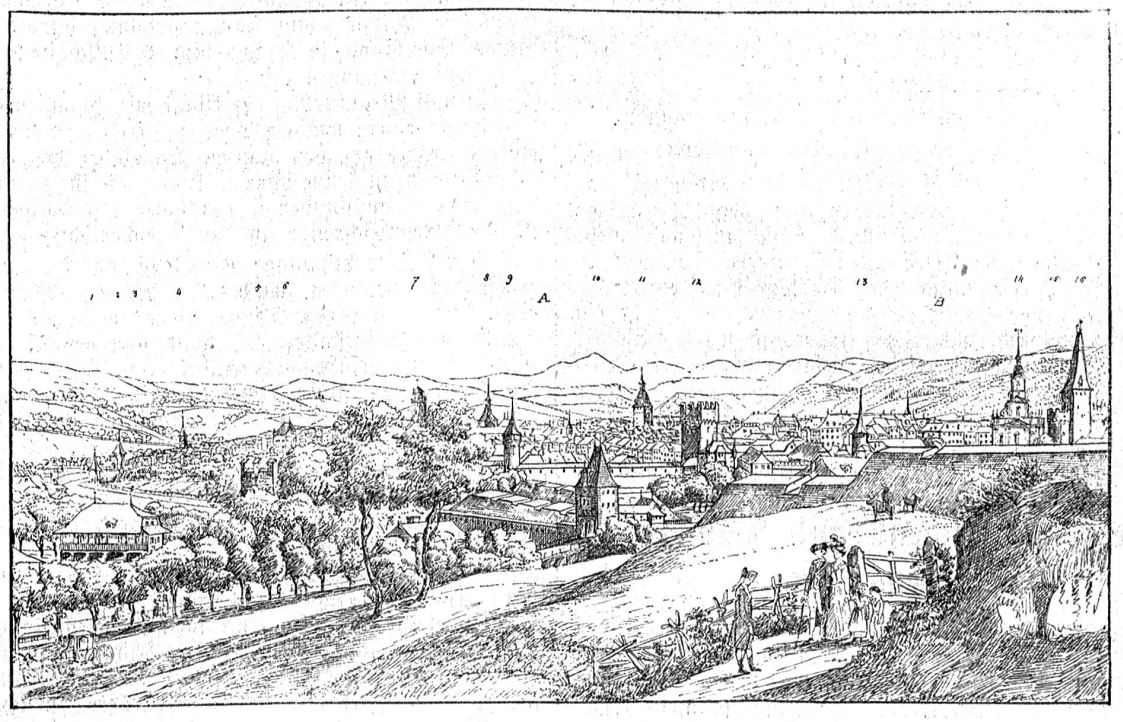
Nach diesen unumgänglichen Ausführungen wenden wir uns nun dem Inhalte des Wochenblattes zu. Den Reigen eröffnet die Rubrik

Zum Verkauf angetragen.

Nicht in der Art der heutigen Inserate gesetzt, sondern in fortlaufendem Buchdruck, nummeriert, folgen einander die Angebote:

1. Pariser-Kitt, um die Steine, die Metalle und das Holz zu kitten, mit einer Anweisung, wie er gebraucht werden soll; er ist unauflösbar an der Luft und im Wasser. Der Preis ist 10 Schweizer-Franken der Centner. Sich an Hrn. Berthoud, zu St. Aubin, Cantons Neuenburg, franko anzumelden.
   (Der Centner = 100 Pfund, etwa 52 Kilogramm.)
2. Bey Johann Ulrich Klötzli, Krämer, zu Nieder-Wangen bey Bümpliz, ist um den Ankaufspreis eine Parthie Bettfedern zu haben, willens, diesen Artikel aufzugeben.
3. Ganz frisch angelangte Nürnberger-Gurken oder Cornichons, in Fäßchen; bey Daniel Käser, an der Kramgaß Nr. 144.
4. Ein sauber und wohl gemachtes nußbaumenes Bureau.
5. Im ersten Hause untenher dem finstern Gäßlein, sonnseits, sind 1000 Maaß siebenjähriges Kirschenwasser von der besten Qualität, zusammen oder 10 Maaßweise, zu haben; dasselbe ist alles in Glas, um einen sehr billigen Preis.
   (Die Maaß war etwa 1,6 Liter.)
6. Ein Stück selbst fabriziertes extra feines flächsenes Hemdentuch. Unentgeldlich zu vernehmen.
7. Dürre hintere Hammen und Würste von Schweinefleisch, vom letzten Winter, das Pfund zu Krz. 11.
8. Bertuchs Bilderbuch sammt Text von Funke.

9. R. Heim, Traiteur, Mezgergaße Nr. 121, zeigt E. E. (einem ehrenden) Publikum an, daß man jetzt immer immerwährende Wandkalender, welcher das ganze Jahr, ohne zu verrücken, fortgeht.



Bern um 1800.

1 Turm an der Längmauer. 2 Unteres Thor. 3 Schützenhaus. 4 Nydeck. 5 Kohlerturm, später Anatomie. 6 Rathaus. 7 Münster. 8 Zeitglocken. 9 Luntenturm. 10 Aeußeres Aarbergerthor. 11 Käfigturm. 12 Inneres Aarbergerthor. 13 Schindelturm 14 Heiliggeist-Kirche 15 Dittlingerturm. 16 Christoffel. — A Freitagsschanze. B Große Schanze. (Klischee aus „v. Rodt, Bern im XIX. Jahrh.". Verlag A. Francke A.-G., Bern.

von seinen bekannten Timbalen-Pasteten haben kann. wie auch auf Bestellung von Haas oder Geflügel. frischen Gallerich und allerhand kalte und warme Trachten; auch wünschte man noch einige Kostgänger an eine gute bürgerliche Kost.

10. Etwelche neue und alte Claviere, um wohlfeilen Preis.

11. Drey ganz gute Lägerfässer; Nr. 141, grün. („Grün" ist eine Quartierbezeichnung, wie auch: roth, gelb, weiß.)

12. Ein schöner, großer Laurierthym der zu blühen anfängt; ein großer Granat, Myrthen, Lorbeer Jasmin. um billigen Preis, weil man sich dessen entladen will; in Herrn Rathsherrn Dürs Stock zu Burgdorf.

13. Ein Finkengarn.

14. Ein in der Mitte der Stadt wohl gelegenes Bäckerhaus.

15. Herr Wyß-Frossard ist noch immer mit gutem purem Yvornewein, eigen Gewächs, von verschiedenen Jahrgängen, bestens versehen, und empfiehlt sowohl seinen Ausschenkkeller an der Kramgaße Nr. 224, als seinen Magazinkeller an der Zeughausgaße Nr. 16, in welchem maaßweise zu 6, 8 und 10 Batzen zu haben ist. in letzterm aber nur an Dienstagen den ganzen Tag und an Samstagen des Morgens von 10 Uhr bis 12 Uhr; saum- oder brentenweise aber, so wie auch für Yvorner en bouteille von 1811 zu Btz. 10, 1819 zu Btz. 7 und 1822 zu Btz. 8, beliebe man sich in seinem Hause, Gerberngraben Nr. 138, anzumelden.

16. Bey Christian Pfister, an der Speichergasse Nr. 10, kann man von verschiedenen und billigen Preisen Roßhaar haben.

17. Bey B. A. Haller, an der Marktgaße, schattseite: Sehr schöne karminrothe Tinte, das Fläschchen zu Btz. 3; Musikpapier von allen Arten und in billigem Preise, auf gutem Basel-Papier; Wandkalender, mit und ohne Ferien, nebst andern Kalendern; der

18. Ein Offiziers-Tschako, ein Ordonnanz-Degen, ein Schützensäbel sammt Ruf und zwey Munitions-Gewehre.

19. Eine große beynahe neue Sauerkabisstande; Nr. 18. roth.

20. Bey G. Wisard, Gerechtigkeitsgaße Nr. 81, sonnseite, findet man eine Auswahl von allerley gemalten Gegenständen, Lichtschirme (Ecrans); wie auch von den Puppen für junge Frauenzimmer, nach allen Mode-Costumen.

Diese Auswahl könnte um ein Beträchtliches vermehrt werden; doch wollen wir's genug sein lassen. Im Gegensatz zu der heutigen marktschreierischen, knappen, barschen Art des Inserierens fällt uns das biedermeierisch Behagliche dieser Anzeigen auf. Wehmütige Anklänge wecken in einem Genießer die trotz der Umrechnung billigen Preise für Schweinefleisch und Elferwein. Daß Inserate nach Art der Nr. 13 heute nicht mehr vorkommen, wird nicht einzig der Tierschutzverein mit Genugtuung vermerken. Teure illustrierte Bücher dagegen (Nr. 8) werden heute noch von Privaten angeboten, meist wegen „Nichtgebrauch" oder „Platzmangel", was auf gut deutsch heißt „Kassenebbe". Daß es unter der Sonne nichts Neues gibt, vielmehr schon 1826 junge Frauenzimmer, erwachsene, notabene, ihr Heim mit Puppen schmückten, beweist Nr. 20.

Zu kaufen verlangt.

1. Gelegentlich, ein Stundenglas und ein Schattenspiel.
2. Par rencontre, ein Kachelöfelein von mittlerer Größe, so noch in gutem Stande wäre, muß aber von weißen Kacheln seyn.
3. Ein doppelter, gut conditionierter Schaft, von höchstens 8 Fuß Höhe.
4. Un fourgon léger pour le voyage.
5. Ein noch gutes, sauberes Bodentapis; an der Spitalgaße Nr. 134, im Plainpied, anzumelden.

6. Ein Gaffeeröster zu drey oder vier Pfunden, sammt Chauffrette.
7. Par rencontre, eine sogenannte spanische Wand.
8. Man wünschte einen ungedeckten Char-à-banc, noch in gutem Stande, zu kaufen, so bald möglich. Im Berichthause zu vernehmen.
9. Ein wohl conditionierter wollener Frauenmantel.
10. Eine eiserne währschafte Geldkiste, mittlerer Größe.

„Par rencontre" ist dasselbe gute Deutsch wie das moderne „Occasion". „Bodentapis" kauft wohl heute, wo jedes Kind über Bazillen Bescheid weiß, niemand mehr „Par rencontre". Den Kaffee röstet in unsern Tagen selten jemand selbst. Der Glückliche, der für sein Geld einen Behälter sucht, ist heute wirklich zu beneiden. Nr. 4 ist ein Beispiel für die recht zahlreichen französischen Inserate — sie machen etwa einen Viertel der Gesamtzahl aus; ein Beispiel mehr dafür, daß die frühere Zweisprachigkeit unserer Stadt nach und nach zurückgeht, denn außer Angeboten von Sprachunterricht findet man jetzt selten mehr „Welsches" im Stadtanzeiger. (Fortsetzung folgt.)

„Knall-Menschen" und Papuas auf Neuguinea.

Man erwartet, der Ausdruck bezeichne irgend einen Papuastamm, der im Herzen dieser noch wenig durchforschten Insel, ehemaligem deutschem, heutigem holländischem und englischem Kolonialbesitz, sein Menschenfresserdasein friste. Aber dem ist nicht so. „Knall-Menschen" bedeutet die Weißen. Der Ausdruck ist von den Ureinwohnern für sie gefunden worden, die mit ihren Knallscheitern den Urwald unruhig machen, die Wilden erschrecken und auf weite Entfernungen vom Leben zum Tode befördern, die Bestände an Paradiesvögeln und anderem Getiere ausrotten, um Federn und Bälge gegen Dollars und anderes wertvolles Geld umzutauschen, Steuern in Form von Kokosnüssen abfordern und mit Gewalt erzwingen, „unsittlich" nackgehende

Bei den Papuas. Der Wellen- oder Meer-Dema.

Kinder in Missionsstationen abfangen und in Hosen hinein stecken (was sie „Zivilisation" heißen), Ländereien mit Stacheldraht und anderen Zäunen abgrenzen und als „Eigentum" gegen die „unbefugten" Besucher mit der Büchse verteidigen, die althergebrachten, heiligen Volksfeste und religiösen Geheimriten abschaffen wollen, die Kopfjägerei untersagen, die Männer- und Jünglingshäuser aufheben und die soziale Schichtung in Clans und Gesellschaften durch ihre „besseren" Ordnungen ersetzen.

„Knall-Menschen" — es klingt wie Hohn, so als ob das Wort von einem witzigen oder geistreichen Papua erfunden worden wäre, um den ganzen Schwindel der europäischen Zivilisatoren zu kennzeichnen. Und doch ist es nur ein geschauter und empfundener, plastischer und naiver Ausdruck für das Kennzeichnende an den Bleichgesichtern, mehr nicht.

Der Basler Ethnologe Paul Wirz gibt uns in seinem Buche „Dämonen und Wilde in Neuguinea" einen Bericht über die Dinge, die er während eines Jahre dauernden Aufenthaltes auf holländisch-neuguineischem Gebiete sah und erfuhr. Er schildert das Leben der Papuas, ihre Sitten, Gebräuche, Anschauungen, Religionen, die unter der Fuchtel der weißen Kulturträger jeden Tag mehr und mehr verschwinden, und ohne es zu wollen übt er an dem Tun der europäischen Eindringlinge sachliche, aber im Grunde genommen bittere Kritik. Schließlich kommt uns die papuanische Bezeichnung für die Zivilisatoren „Knall-Menschen" als treffliche Brandmarkung vor. Wir schämen uns schon jetzt über ein Stück Weltgeschichte, das Leute unserer Rasse fern im stillen Ozean machten und sind weniger mehr geneigt, über die spanischen und portugiesischen Konquistadoren mit verächtlichen Worten stolz zu schimpfen, etwa mit der Ausrede, das seien eben mittelalterliche Menschen gewesen, die so unmenschlich in Mexiko und Peru wirtschafteten — wir sehen ein, daß wir nichts gelernt und um kein Jota besser geworden sind, wenn es gilt, Besitz zu erobern und ihn harmlosen Leuten mit weniger raffinierten Waffen wegzunehmen.

Kurz und gut: bei unseren Antipoden (ungefähr) geht eine Kultur eben unter. Was Wirz noch sah, ist schon heute dort nicht mehr zu beobachten. Der Europäer dringt immer tiefer ins Land ein, wo er einmal an der Küste festen Fuß gefaßt hat. Es spielt sich das alte Spiel ab: ein Missionar landet irgendwo, bekehrt und macht sich verhaßt — die Wilden erschlagen ihn — die Kunde dieses Geschehnisses gelangt an die Heimatregierung des Getöteten — man ist in seiner Ehre beleidigt und schafft Ordnung, indem man ein paar Kriegsschiffe hinschickt und Marinesoldaten landet, die die Wilden feierlich „bestrafen" und „richten". Dann setzt man einen neuen Missionar ans Land, mit ihm einen Handelsmann und eine Schar Soldaten samt einem Regierungsvertreter zum Schutze der „Kolonie". Das Geschäft gedeiht. Man gründet Farmen, wo Wilde als billige Arbeiter „Beschäftigung finden", immer mehr Land im Umkreise der „Station" wird unfrei und Besitz, die Wilden ziehen sich in die Tiefe der Inseln zurück, womöglich ins ungangbare Gebirge, wo sie am ungewohnten Klima und an den eingeschleppten Seuchen langsam aussterben.

Bekanntlich haben die Japaner die Insel Formosa mit ihren wilden Kopfjägern dadurch zivilisiert, daß sie Bombengeschwader über die Dörfer fliegen ließen und die Ureinwohner so einschüchterten, daß sie sich ergaben.

So arg haben es zwar die Holländer auf Neuguinea nicht getrieben. Sie gehen langsamer und weniger schmerzhaft vor — aber sie gehen vor und setzen sich durch, und was bei den Japanern eine Frage weniger Wochen war, wird von den Holländern in Jahren stetiger „Arbeit" erzwungen. Langsam, dafür um so sicherer und zuverlässiger.

Wirz sagt uns, daß die ansässigen Europäer und Chinesen auf Neuguinea die Wilden als Tiere betrachten. Denn sie sind — sie waren es nicht von Anbeginn — in einem kläglichen Zustande. Die meisten von ihnen leiden an Hautkrankheiten und Geschwüren, und fast alle sind von einer syphilisartigen Krankheit angesteckt. Diese kann sich bei den rituellen Orgien und Festen äußerst günstig auf jedermann